

Literatur und Kunst des Auslandes

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Berner Rundschau : Halbmonatsschrift für Dichtung, Theater, Musik und bildende Kunst in der Schweiz**

Band (Jahr): **4 (1909-1910)**

Heft 24

PDF erstellt am: **27.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

gen mit einem tüchtigen „Moralischen“ in den Gliedern, im Kopfe aufwachen zu dürfen, aufwachen zu müssen. Ich denke weiter gar nicht an die lustigere Produktivität der Ansichtskartenindustrie, an den heimlich besorgten Hubelsepp, der sich doch zur Fürsorge einen „Sperrsiß im Jenseits“ erstanden, oder gar an die ausgezeichnete Gelegenheit so und so viel Druckerschwärze in Essays, wissenschaftlichen und unwissenschaftlichen, populären

und unpopulären Darlegungen des ganzen Falles zinsbringend aufzuwenden.

Wissenschaftlich sind in jener denkwürdigen Nacht auch gar keinerlei Spuren des vorbeihuschenden Ungefühls entdeckt worden. Unwissenschaftlich: Kein Badenstreich — ein Streicheln, Kitzeln nur. Ein Konglomerat von unzähligen kleinen und kleinsten Partikeln als gewaltige, todsicher eintreffende Heerfolge des einen „großen Geschehens“. Komet-Sensation. H. R.

Literatur und Kunst des Auslandes

Berliner Sommertheater. Man muß das Publikum kennen, das Berlin im Sommer besucht, um das Repertoire seiner Bühnen in den Monaten Juni bis August zu verstehen. Es besteht zur Hälfte aus den Provinzlern, welche über Berlin den Bädern an der Ost- und Nordsee zueilen, zur andern Hälfte aus den Gutsbesitzern der Umgebung, welche herangelockt werden durch die großen Rennen. Für diese Freunde des grünen Rasens bleibt vor allem das „Metropol-Theater“ geöffnet, dessen „Große Revue“ des verflossenen Jahres freilich in dieser Zeit nicht mehr von Giampietro, Tierscher, Frixi Massari und Madge Lessing, sondern von Sternen vierten Ranges und von kleinen Chormädchen dargestellt wird. Der Geschmack dieses Publikums drückt sich schon in den Titeln der aufgeführten Schwänke und Lustspiele aus: „Kasernenluft“ im Lessing-Theater, „Der Regimentspapa“ in der Komischen Oper, die Direktor Lindemann als „Schauspielhaus“ während des Sommers gemietet hat, „Das Leutnantsmündel“ im Lustspielhaus und „Die von Hochsattel“ im Charlottenburger Schillertheater. Selbst die literarischsten Theater werden im Sommer militärisch-aristokratisch. Es wäre Platzverschwendung, wollte man die Verfasser all dieser Albernheiten aufzählen. Die Titel allein sind psychologisch interessant. Es muß, um jedes Mißverständnis zu

vermeiden, ausdrücklich betont werden, daß es natürlich nicht der ausgezeichnete Otto Brahm ist, welcher während der Sommermonate auf dem Direktionsstuhl des Lessing-Theaters sitzt.

Für die durchreisenden Fremden aber, welche auch einmal auf Stunden Großstadtluft atmen wollen, spielt vor allem die Guraoper im Neuen königlichen Operntheater. Man könnte diese Oper schlechtweg „Wagner-Oper“ nennen, denn der Schöpfer des „Tristan“ beherrscht in diesem Jahre fast durchaus das Repertoire. Hier wird der ganze Nibelungenring, „Tristan“, die „Meistersinger“, „Tannhäuser“ und „Lohengrin“ aufgeführt. In Anna Gura-Hummel tritt uns hier eine ausgezeichnete, überraschend vielseitige Darstellerin und Sängerin Wagnerscher Frauenrollen entgegen. Selten wird das Repertoire, dessen Verzeichnis der Besetzung täglich vorzügliche Gäste wie Feinhals oder Knote aufweist, von Aufführungen von Verdis „Troubadour“ oder der „Fledermaus“ von Altmeister Strauß unterbrochen. Jüngst gab es hier sogar eine Premiere, wenn auch keine Uraufführung. Siegfried Wagners „Kobold“ wurde hier zum ersten Male den Berlinern vorgeführt, der Komponist dirigierte selbst. Aber es war eine ebenso kühle Ablehnung wie 1904 in Hamburg. Das Textbuch, das sich der Sohn wie sein großer Vater selbst dichtet, ist

von kindlicher Unbeholfenheit, die Musik ohne jede Originalität. Manch feine Instrumentation bleibt in der Erinnerung. Am besten gelungen sind noch die lustigen Teile, in denen sich ein gewisser Humor allenfalls erkennen läßt. Vielleicht wäre Siegfried Wagner ein brauchbarer Operettenkomponist. Aber solch eine Vermutung nur aussprechen, heißt gewiß für viele Wagnerianer, die in Siegfried den größten lebenden Künstler verehren (vergl. Hans Wolzogen: Aus Richard Wagners Gedankenwelt), sündigen wider den heiligen Geist. Von weit geringerer Bedeutung ist die Gottscheid-Oper, welche sich während des Sommers im Schiller-Theater O etabliert hat und hier Beethovens „Fidelio“, Verdis „Traviata“, „Troubadour“, „Rigoletto“ und „Maskenball“ und Flotows „Martha“ abwechselnd mit Jarnos unverwüstlicher „Förster-Christl“ mit mittelmäßigen Sängern und oft völlig versagendem Orchester zur Aufführung bringt. Im „Neuen Operetten-Theater“ spielt man wie im Winter allabendlich „Der Graf von Luxemburg“, und im Neuen Schauspielhaus lauschen die Zuschauer täglich ergriffen den Lebensschicksalen eines Radfahrer-Champions, wie sie sich in der Posse „Der Flieger“ von Brennert und Jon Lehmann widerspiegeln.

Aber auch literarisch ist manch Interessantes zu berichten. Das „Deutsche Theater“ und „Kammerspielhaus“ hat Dr. Geyer, der Direktor des verdienstvollen „Märkischen Wandertheaters“ gepachtet, der uns geschmackvolle Aufführungen bringt und sich so als geeigneter Leiter des nächsten in Berlin freierwerbenden Theaters empfehlen will. Außerordentlich stimmungsvoll war seine Neueinstudierung von Björns „Über unsere Kraft“, Teil I, mit Kappler als Pfarrer Sang und Helene Fehdmer als Klara. Das war eine große Talentprobe für einen Regisseur. Viel dramaturgisches Geschick hat er sonst freilich nicht bewiesen: Batailles Jugendwerk „Liebeswalzer“ ist künstlerisch recht wertlos und nur interessant, wenn man die Anfänge des jetzt in Frankreich beliebtesten

Dramatikers verfolgen will, Turczinskys Schwank „Reichtagswahl“ ist so erbärmlich und geschmacklos, daß sich die Berliner Kritik zu einem Begräbnis vierter Klasse vollzählig zusammensand. Solche Einstimmigkeit ist sehr selten. Jetzt spielt Geyer Goethes Jugendwerk „Die Laune des Verliebten“ zusammen mit Nestrons entzückender Hebbel-Parodie „Judith und Holofernes“. Auch diese Zusammenstellung ist nicht zu rechtfertigen. Goethes Schäferspiel ist auf einem großen, öffentlichen Theater heute nicht mehr aufführbar, so nett das Liebesgeplänkel bei Darstellungen in privatem Kreise noch immer wirkt. Aber die Aufführung von Nestrons „Judith und Holofernes“ ist zweifellos ein Verdienst. Ich habe bei der Besprechung von Reinhardts Neueinstudierung der „Judith“ Hebbels auf die Schwächen des Stückes aufmerksam gemacht, besonders auf die unmögliche Charakterzeichnung des Großmauls Holofernes. Hier setzt Nestrons Parodie ein und trifft schlagend all die Lächerlichkeiten und Schwächen Hebbelscher Jugenddramatik. Schon das Chorlied am Anfang ist eine stimmungsvolle Ouvertüre:

„Holofernes heißt der Held
Vor dem die ganze Welt
Und alles, was drauf lebt,
Erzittert und erbebt.
Er ist der Feinde Schrecken, Schrecken,
Schrecken,
Tut alles niederstrecken —, strecken —,
strecken;
Blickstrahl ist sein Grimm, Grimm,
Grimm,
Donner seine Stimm', Stimm', Stimm'!
Weil er uns sonst niederhaut,
Preisen wir ihn alle laut!“

Entzückend ist auch die Parodie auf Judiths Erzählung von ihrer wunderbar geheimnisvollen Brautnacht, und der erste Monolog des Holofernes: „Ich bin der Glanzpunkt der Natur, noch hab' ich keine Schlacht verloren, ich bin die Jungfrau unter den Feldherrn. Ich möchte mich einmal mit mir selbst zusammenhezen, um zu sehen, wer der Stärkere ist: ich oder ich!“ Wundervoll! Man sollte diese Nestronsche

Travestie am Schlusse jeder Aufführung von Hebbels „Judith“ zur Darstellung bringen.

Flüchtig streife ich Lothar Schmidts Komödie: „Nur ein Traum“, die nach völliger Ablehnung im „Berliner Theater“ jetzt im „Kleinen Theater“ bei glänzender Darstellung dauernden Erfolg findet. Es ist ein leichtgebautes, geistreichendes Lustspiel ohne literarische Bedeutung, das sich stark nach dem französischen Ehebruchsstücke hinneigt, in dem aber die Frau wenigstens vor dem letzten Schritt zurückschreckt und so alles, da es für den Ehegatten „nur ein Traum“ bleibt, veröhnlich und friedlich endet. Weit bedeutender ist das Drama „Neue Jugend“ von Tor Hedberg, einem jungen in seiner Heimat gefeierten nordischen Schriftsteller, das zugleich bei der Aufführung im Schiller-Theater das große Talent einer mir bisher unbekanntem Schauspielerin Helene Alma erkennen ließ. Das Drama spielt in Finnland, zeigt das Ankämpfen der Jugend gegen die russische Herrschaft und das Opfer, das ein Vater seinem Sohn durch seinen Opfertod bringt, der das Leben des Sohnes und Agdas, seiner Braut, rettet. Das ist die „Neue Jugend“. Die Charaktere sind scharf herausgearbeitet, leider aber ist eine Neigung des Dichters zu Sudermannschen Knalleffekten nicht zu verkennen. Dennoch: in Tor Hedberg kann man eine zukunftsreiche Begabung freudig begrüßen.

K. G. Wndr.

Ein märkisches Freilichttheater. Mittlen in der märkischen Sandwüste, ungefähr anderthalb Stunden Eisenbahnfahrt von Berlin, an der Wegzeile der Stettiner Bahn, liegt ein herrlicher Fleck Erde. Umgeben von dichtem Wald, zu ihren Füßen ein lieber kleiner, baumbeschatteter See, steht die Ruine des alten Zisterzienserklosters Chorin, ginster- und efeuüberzogen, umflogen von lustigen Späzen und zwitschernden Schwalben. Jahrhunderte hat die Abtei überdauert und so versteckt sie in ihrem Gemäuer ein gut Teil mark-brandenburgischer Geschichte, wie sie uns aus Willibald Alexis Romanen — ich

denke an den „Falschen Woldemar“ — lebendig, bunt und kriegerisch entgegentritt.

Der Verein für Heimatkunde in Eberswalde (wo die überzuckerten Spritzkuchen wachsen) hat sich diesen Ort märkischer Vergangenheit zum Schauplatz der Festspiele ausgewählt, mit welchen er in diesem Sommer — ein glücklicher Versuch — ein Freilichttheater ins Leben gerufen hat. In den Klosterhof wurde eine Zuschauertribüne eingebaut, die zu beiden Seiten von den an die Kirche sich anschließenden rotüberdachten Anbauten eingesäumt wird. Dichtgedrängt sitzen da Tausende von Menschen, vor sich die von hochanstiegenden scheibenlosen gotischen Fensterrahmen unterbrochene westliche Seitenfront der Kirche mit den in das Innere führenden eingebauten massiven Holzportalen. Und während die Sonne ihre heißesten Strahlen niederbrennt und einsame Wolken am blauen Himmel fliegen, steigen die Kurfürsten und Äbte aus ihren Gräbern und mit ihnen ihre längst totgeglaubte, wichtige Zeit. Nicht, daß Axel Delmars Dichtung den Zuhörer mit sich fortreißt. Den eigentlichen Kern, auf den es ankam, hat der Textverfasser nicht gefunden. Seine Worte, meist von Dilettanten — es wirken deren 250 Männer und Frauen aus der Umgegend mit — die der Hauptrollen unglücklicherweise von schlechten Berufsschauspielern gesprochen, gehen nicht ins Herz. Sie flattern an uns vorüber wie bunte Sommervögel. Und lassen wenig zurück. Aber die Gestalten, ihr Leben und ihre Zeit mit ihren Ereignissen, die sich so eng an die Geschichte des Klosters Chorin anpassen, wirken doch so nachhaltig, daß über Inhalt und Form hinweg der Eindruck ein nachhaltiger, warmer wird. Und wenn dann der Sommerabend sich über Ruine und Klostersee breitet, das Spiel längst zu Ende ist, spucken Markgrafen und Kurfürsten, auch der falsche Woldemar und die Mönche noch durch die Mauern, und willig tragen wir die Bilder mit übers kornflutende Feld.

M. R. K.